

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



INGO SCHULZE

**DER
AMERIKANER,
DER DEN
KOLUMBUS
ZUERST
ENTDECKTE ...**

ESSAYS

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe
Erschienen bei S. FISCHER
© 2022 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397043-2

»... DER GEFRORENE SCHNEE KNIRSCHTE UNTER DEN SOMMERSCHUHEN.«

Ludwig Greves Sentimental Journey in Briefen und Prosa

Für Jaap Jansen

Als der neunzehnjährige Ludwig Greve¹ am 27. Februar 1944 in einem Brief an den piemontesischen Pfarrer Don Raimondo Viale verschlüsselt meldet, dass er und seine schwer verwundete Mutter nach dreitägiger Reise sicher in Lucca angekommen seien, weiß er, dass sich sein Vater und seine fünfzehnjährige Schwester auf einer anderen Reise befinden. Sie wurden im Januar verhaftet. Die Deportation kam der Befreiung der beiden, die Ludwig Greve und Don Raimondo geplant hatten, um Stunden zuvor.

Anderthalb Jahre später, im Oktober 1945, bedankt sich Ludwig Greve von Haifa / Palästina aus bei dem Priester. In diesem Brief kündigt er an, ein Buch schreiben zu wollen. »Dieses Buch, mein erstes, wird Ihnen, Ihrer Stadt und Ihren Bergen gewidmet sein, Ihrer so schönen Landschaft, Ihren Bauern, Ihren Bürgern, Ihren Frauen und Männern und Ihren Priestern. In dieser äußersten Prüfung gibt es keine Gefallenen, es gibt keine Zurückgelassenen, sie haben alle standgehalten, einer wie alle. Das ist das Antlitz des Men-

schen, von dem ich spreche.« Erst im Postskriptum des Briefes, in dem die Grüße der Mutter übermittelt werden, findet sich der Satz: »Wir haben von unseren Lieben nie mehr etwas gehört.«

In den Nachkriegsjahren, aber auch noch Jahrzehnte später, wird Ludwig Greve immer wieder von Freunden dazu aufgefordert, über das, was ihm und seiner Familie widerfahren ist, zu erzählen. Er wehrt ab – selbst gegenüber jenen, die mit ihm in Frankreich auf der Flucht waren oder ihm halfen.

»Um ganz ehrlich zu sein – ich beginne unwiderstehlich zu gähnen, wenn ich von meiner ruhmreichen und glorreichen Vergangenheit erzählen soll«, schreibt er Hans Windmüller am 14. Februar 1946. »Mein Schicksal ist nicht mein Schicksal, sondern das einer Zeit und dreier Generationen, ich bin dabei reichlich unwichtig, und es bedarf mehr als eines Briefes und mehr als eines Buches, um diese klaffende Frage in ihrem ganzen Schmerze aufzurollen, und wohl mehr als eines Lebens, um sie zu beantworten. Ich bitte Dich darum, mir zu verzeihen.« Das klingt wie eine endgültige Absage. Wer hat schon mehr als ein Leben? Dann aber setzt er noch einmal an, um sein Schweigen zu begründen: »(...) ich halte es für unmöglich, besonders einem der nicht ›dabei‹ war, irgendetwas Aufschlußreiches und Wesentliches über diese Zeit zu sagen, in Form eines Briefes, das Anderes und Wahreres geben könnte als die üblichen Zeitungsgeschwätze butterbrotkauender Redakteure.« Die Aussage dieses Satzes richtet sich nach der Betonung: Legt man sie auf die Unmöglichkeit der Mitteilung an jemanden, der es nicht selbst erlebt hat – oder auf die Unmöglichkeit der Mitteilung außerhalb der Literatur.

Ein Dreivierteljahr später bekennt sich der zweiundzwanzigjährige Ludwig Greve gegenüber demselben Freund dazu, Schriftsteller zu sein. »(...) mein Wille zur Kunst ist keine leicht eitle Tändelei, sondern ein Muß (...) These: Ich habe eine Begabung. Ergo eine Verpflichtung. Und Pflicht ist es mir – und meine Lust, und meine Liebe, und meine Not, und meine Ekstase in dieser meiner Arbeit zu leben, diese meine Arbeit zu leben und mich ihr zu geben ohne Maß und ohne Vorsicht.« Und apodiktisch endet er: »Wenn Du mal etwas von mir lesen wirst, wirst Du wissen, wer ich wirklich bin« (an Windmüller, 17. November 1946).

Literatur als Notwendigkeit. Die Grenzen dessen, was ein Mensch ertragen kann, und die Grenzen dessen, was sagbar und mitteilbar ist, sind in den Briefen und autobiographischen Schriften Ludwig Greves stets gleichermaßen gegenwärtig. Leben und Schreiben sind miteinander verflochten.

Nicht von ungefähr ist »Itinerar« – zehn Gedichte, die einzelne Stationen der Flucht, der Auswanderung nach Palästina und der Rückkehr aus Israel nach Europa memorieren – seine erste veröffentlichte Sammlung von Gedichten. Und nicht zufällig sind diese Gedichte Teil einer gemeinsamen Unternehmung, des von HAP Grieshaber initiierten Buches »Hommage à Werkman«, einer Ehrung des niederländischen Druckers und Künstlers Hendrik Nicolaas Werkman aus Groningen, der im April 1945, kurz vor der Befreiung, erschossen wurde.

Die vorliegenden Briefe lassen sich auch als Kommentar eines lyrischen Werkes lesen. Hier erfährt man Entscheidendes über dessen Entstehung, auch darüber, wie Gedichte Geist und Körper »heranziehen« und sich wieder von ihnen »ablösen« und wie vieler Prüfungen und Verwerfungen es

bedarf, bis ein Wort, eine Zeile, eine Strophe für gültig befunden wird. Ludwig Greve war ein unerbittlicher Kritiker seiner eigenen Arbeiten.

Nach dem Erscheinen seines ersten Buches, des Bandes »Gedichte« im Jahr 1961, ist es vor allem die Rezension seines Freundes Werner Kraft, die ihn freut. Ludwig Greve schreibt: »Verschiedene Prägungen – wenn ich das überhaupt sagen darf! – sind großartig: so der Satz ›Unsagbares ist hier gesagt, entsprechend‹. Dieses an sich abgeschliffene Wort ›entsprechend‹ rauscht plötzlich von vergessener Bedeutung« (an Kraft, 22. Februar 1962).

Das Unsagbare entsprechend sagen – das könnte als Motto über Leben und Werk von Ludwig Greve stehen. Was aber ist »Unsagbares«? Was bedeutet »entsprechend«?

In welcher Richtung zu suchen ist, zeigt ebendiese Rezension. Werner Kraft schreibt über das Gedicht »Lucca, Giardino Botanico«, gewidmet »Dem Gedächtnis an Evelyn Greve, die im Frühling 1944, fünfzehnjährig, deportiert wurde«: »In der letzten (Strophe) ist etwas geschehen, was nicht dem Dichter zur Last gelegt zu werden braucht, sondern eher dem Umstand, daß im gegebenen Sprachmaterial die Gestaltung an einem Punkt versagen mußte. (...) Daß dieser Reim mißglückt ist, läßt sich aber auch positiv deuten: vielleicht darf es hier keinen Einklang geben. Ein anderes Reimwort für ›begegnen‹ wäre denkbar, ein anderes für ›Unterlegenen‹ kann es nicht geben, die Prosaaussage dieses Satzes (die natürlich auch eine Versaussage ist, aber später) muß erhalten bleiben« (zit. in den Anm. zum Brief an Kraft).

Der »mißglückte« Reim, der verweigerte Einklang können als Elemente des »entsprechend« gedeutet werden. Bei

solchen Behauptungen tastet man sich im Vagen vor. Hier gibt es kein: So ist es! oder gar: So muss es sein! Doch wie jeder ein Gespür für das angemessene Wort im Alltag entwickeln kann – oder es vermissen lässt –, gibt es für den Schreibenden das Gespür für das Entsprechende, das Angemessene in der Darstellung. Die Frage: »Wie schreibe ich heute eine Geschichte, wie kann ich heute ein Bild malen, eine Melodie komponieren?«, hat sich letztlich jeder zu stellen, der sich in den Künsten versuchen will.

In Ludwig Greves Vortrag »Warum schreibe ich anders«, gehalten 1976 auf Einladung von Uwe Pörksen vor Freiburger Studenten, spricht er auch über die Tage, in denen Vater und Schwester verhaftet wurden. Im Winter 1943/44 versteckt ein Bauer im piemontesischen Bergdorf San Michele die Familie, sie leben von den Zuwendungen der Dorfbewohner. Bei dem Beschuss des Dorfes durch deutsche Einheiten als Vergeltung für Partisanenaktionen werden seine Eltern durch Granatsplitter verletzt, seine Mutter schwer. »Da wir glaubten, daß sie eine weitere Flucht nicht überstehen werde, sahen wir keinen Ausweg, als der erklärten Freundlichkeit ausgerechnet der Carabinieri zu trauen, die unser Versteck entdeckt hatten. Am nächsten Morgen machte sich mein Vater mit meiner fünfzehnjährigen Schwester, dazu hatte der Dorfpfarrer geraten, auf den Weg in die Provinzhauptstadt Cuneo. Ich brachte sie zur Straße hinunter, der gefrorene Schnee knirschte unter den Sommerschuhen. Meine kleine Schwester hatte Angst, wie so oft, ich schalt sie aus. Als sie sich in einiger Entfernung noch einmal umdrehten, hob ich den Arm und rief: ›Bis heute Abend!‹ Ich rief sie nicht zurück.«

Wenige Wochen später – die »Bedrohung hielt an, aber

es gab Menschen, die bereit waren, sie mit uns zu teilen« – beginnt er zu schreiben. »Was den Anstoß gab, habe ich vergessen«, heißt es in seiner Freiburger Vorlesung. »Ich hatte keine Mühe, mich wie in Menschen, zu denen ich Zutrauen gefaßt hatte, in ihre Sprache einzufühlen. Es gibt so was wie ein Gehör für Worte, das hatte ich wohl, im Gespräch oder beim Lesen. Ich erriet mehr als ich verstand. Aber das nichtgerufene Wort, an dem ich seit jenem Morgen würgte, konnte weder erraten noch gelernt werden, es mußte mir, entschuldigen Sie das Pathos, widerfahren.«

Widerfahren bedeutet auch: warten können. Und den Widerspruch aushalten, Erfahrungen gemacht zu haben, die nicht allein als individuelle beschreibbar sind, weil sie millionenfach gemacht wurden, und sich andererseits dagegen zu behaupten, entindividualisiert, zu etwas gemacht zu werden. Ludwig Greve hat der Gefährdung, Jude zu sein – »Gleich, was du von dir denkst, du bist und bleibst Jude«, sagte Auschwitz« (György Konrád)² –, weitere Gefährdungen hinzugefügt, indem er in Frankreich als Mitglied der Résistance Flüchtlinge an die spanische und Schweizer Grenze schleuste und in Italien an der bewaffneten Befreiung von Lucca teilnahm. Aber auch nach der Zeit der unmittelbaren Gefährdung nimmt er es nicht hin, »schicksallos« zu sein. »Ich wollte, je älter ich werde, kein ›Fall‹ sein, sondern nach meinen eigenen Bedingungen leben« (an Ernst Papanek, 18. November 1967). Und zugleich ist es dieses »nichtgerufene Wort«, das hinter allem steht, was er schreibt.

Bei Ludwig Greve scheint mitunter in einem einzigen Satz eine ganze Poetik auf: »Ich brachte sie zur Straße hinunter, der gefrorene Schnee knirschte unter den Sommerschuhen.« Dass Schnee in großer Kälte unter den Schuhen

knirscht, ist bekannt. Aber es sind Sommerschuhe, in denen die Familie durch den Schnee gehen muss. Ich hatte in der ersten Lektüre überlesen, was eigentlich nicht zu überlesen ist. Erst beim Wiederlesen traf es mich. Ludwig Greve evoziert durch dieses eine Detail die ganze Situation. Die Kälte kriecht im Leser selbst hoch, gerade weil er derart diskret und präzise schreibt. Nur muss man diese Prosa – eigentlich eine Selbstverständlichkeit – so genau wie Lyrik lesen.

In den Jahren 1952 und 1955 ist Ludwig Greve genötigt, über die Zeit der Flucht und des Widerstandes zu schreiben, um für sich selbst, er ist völlig mittellos, wie für seine Mutter, die noch immer unter den Folgen der Verwundung leidet, finanzielle Unterstützung zu beantragen. So entstehen »Übersetzung meines Lebens ins Lebensläufische« (1952), »Lebenslauf und Verfolgungsbericht« (1952) und die »Eidesstattliche Versicherung« (1955).

Doch selbst in diesen für Ämter und Kommissionen bestimmten Schreiben verweist er auf die Unangemessenheit der amtlichen »lebensläufischen« Sprache für das Erfahrene. Es bedarf der Übersetzung. Wie reagiert ein Beamter, der einen Lebenslauf erwartet, auf einen Satz wie: »1933 sah ich weinend aus dem Fenster nach den ersten Hitlerjugendaufmärschen und erfuhr, dass ich ›Jude‹ sei, eine geheimnisvolle Krankheit.« Oder: »Ich lernte, meine Augen zu leeren und meiner und der Freunde Angst Gewalt anzutun. Ich wurde mehrmals verhaftet und entkam.«

Der früheste dieser Berichte (»Übersetzung meines Lebens ins Lebensläufische«) ist auf den ersten Blick der literarischste, doch auch jener, der am wenigsten preisgibt. Hier rebelliert jemand gegen die amtlichen Kategorisierungen und führt diese ad absurdum. Legt man die »Übersetzung«

neben den »Verfolgungsbericht«, der aus dem gleichen Jahr stammt, so ließe sich die Übereinstimmung im Inhalt für Zufall halten, so verschiedene Sprachen sprechen sie. Der »Verfolgungsbericht«, vor allem aber die »Eidesstattliche Versicherung« von 1955 mit ihrer Konzentration auf die Ereignisse in den piemontesischen Bergen im Winter 1943/44 machen den Eindruck, als bediente sich Ludwig Greve bewusst des amtlichen Tonfalls als stilistisches Mittel, um etwas niederzulegen, was einem Brief anzuvertrauen ihm kaum möglich war. Es ist, als hätte ihm ein Beamter, wie bei Brecht der Zöllner dem Laotse, ein Werk abgefordert. In »Lebenslauf und Verfolgungsbericht« findet sich eine Begründung, warum Ludwig Greve nach Deutschland zurückkehrt. Darüber hinaus sagt sie viel über seinen Blick auf die Welt. »Den Haß, den viele Menschen in Palästina gegen Deutschland hegen, fand ich, wenn auch begreiflich, dumm und selbstgerecht. Ich fühlte mich außerdem nicht wohl unter »Siegern«. Ich war außerdem der Ansicht, daß es nicht genüge, ein Volk zu verdammen, das schreckliche Taten begangen und geduldet hatte: sondern daß jedes Volk zu solchen und ähnlichen Taten fähig war und ist, ließ mich nicht ruhig schlafen.« So schreibt keiner, dessen Blick auf die Welt durch das selbst erfahrene Leiden beschränkt wird. Wie ein Forscher fährt er fort: »Ich wollte wissen, wie es dazu gekommen sein konnte, daß Mord belobt, Raub geehrt und Grausamkeit ausgezeichnet werden konnte.« Den möglichen Einwand, die Ansprüche relativ spät nach seiner Re-migration gestellt zu haben, entkräftet er: »Ich sah eine zerschossene Stadt und arme und leidende Menschen. Es schien mir merkwürdig, an diese Menschen Ansprüche zu stellen.«

Aber vergessen ist nichts. Die »Eidesstattliche Versicherung« endet mit der Wendung: »Ich glaube, daß diese ausführlichen Äußerungen, obwohl sie von dem Sohn stammen, der Behörde dazu verhelfen können, ebenso großzügig zu sein wie das Volk, das sie vertritt im Morden es war.«

Von Ludwig Greves autobiographischer Prosa wurde zu seinen Lebzeiten kaum etwas veröffentlicht. Die Schilderung der »Geschichte einer Jugend« bricht kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs ab, sie erschien posthum. Doch wie ein roter Faden ziehen sich die Berichte über seine Prosaversuche durch die Briefe. Und von Anfang an ist es vor allem eins, was er von sich fordert: Leichtigkeit! »Dabei träume ich von Stoffen mit großer Leichtigkeit« (an Herbert Schwöbel, 4. Juli 1958).

Eine der frühesten Erwähnungen findet sich in einem Brief an Walter Höllerer: »Etwas später möchte ich Ihnen, wenn es Sie interessiert, auch Prosa schicken, möchte aber noch daran arbeiten« (17. November 1959). Vier Tage darauf heißt es an Werner Kraft: »Jetzt möchte ich Prosa machen« (21. November 1959). Und kurz vor Weihnachten desselben Jahres schreibt er an das Ehepaar Gerhard und Barbara Wind: »Nun kann ich dem Trümmerfeld meiner Prosa nicht länger ausweichen« (21. Dezember 1959).

Drei Jahre später ist es die Trauer über den Tod des Galeristen Otto Lutz, »dessen Freundschaft vor allem mir lange die Heimat ersetzte, bis ich sie in der Landschaft wieder fand«, die ihm die Zunge löst und ihn grundsätzlich werden lässt: »Wenn so einer stirbt, sieht man, wie viel er vermochte u. wie modisch das Gerede von unserer Ohnmacht ist: es ist eine Ausrede.« Und als hätte er dabei vor allem sich selbst gemeint, fährt er ohne Absatz fort: »So sehr ich mich davor

fürchtete, will ich doch versuchen, Prosa zu schreiben, nicht noch eine Geschichte vom Krieg, sondern meine Jugend darin. Ich glaube, es ist jetzt Zeit, da ich eingesehen habe, daß der Reichtum, die unendliche Verquickung aller mit allem, nur von einer ruhigen Sprache getragen werden kann. Die Schwäche gestikuliert« (an Werner Kraft, 13. Dezember 1962). Fast gleichlautend heißt es vier Tage später an Wilhelm Lehmann: »Vor allem im letzten Jahr ist mir der Reichtum, der uns umgibt u. mit uns verquickt ist, aufgegangen u. daß nur eine ruhige, gelassene Sprache imstande ist, ihn zu tragen. Die Schwäche phantasiert« (17. Dezember 1962). Das Buch, das er Don Raimondo im Herbst 1945 versprochen hat, scheint siebzehn Jahre später noch das nämliche zu sein, auch wenn die steten Überlegungen zu dessen Gestalt, dessen Stil, dessen Klang vorbereitend daran formen. Ludwig Greves Gedichte haben diesen Wunsch nicht vermindert.

Wiederum gegenüber Werner Kraft beschreibt er sehr präzise und knapp einen Konflikt, den jeder kennt, der es mit dem Schreiben versucht hat: »Einerseits scheint es mir unmöglich, etwas zu ›erfinden‹, da das Erlebte für sich spricht. Auf der anderen Seite stehe ich mir immer noch im Wege.« Der Ausweg: »Ich träume von einem Buch, in dem der Erzähler sich selbst als Figur behandelt wie der Adolphe von Constant, oder wie Jünger in seinen besten Büchern« (14. März 1963). Sich selbst zur Figur zu machen – in seinen Gedichten ist ihm die Distanz zu sich selbst bereits gelungen.

(...)